

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreis: Für d. Inland u. die Schweiz jährl. Fr. 10, halbjährl. Fr. 5, vierteljährl. Fr. 2.50, Österreich u. Deutschland jährlich Fr. 11, halbjährl. Fr. 5.50, vierteljährl. Fr. 2.80, das übrige Ausland halbjährl. Fr. 7.50, vierteljährl. Fr. 3.80. Postamt. bestelll. 30 Rp. Zuschl. Einrückungsgebühr: im Inland und angränzendes Gebiet die Typsetz. Zeitzeile 10 Rp., übriges Ausland 15 Rp.; Retikolen das Doppelte. Postfachrechnung Nr. IX/2988. Telefon: Schriftleitung, Baduz 79, Verwaltung Baduz 43, Buchdruckerei An (St. G.) 100.



Bestellungen nehmen entgegen: die nächstgelegenen Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Baduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei An (Mehntal).
Einsendungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Baduz einzufenden.
Inseratenannahme durch die Verwaltung des Liechtensteiner Volksblattes in Baduz, Buchdruckerei An und Schweizer Annoncen A.-G., Chur, bis jeweils Montag und Donnerstag abends.

Organ für amtliche Kundmachungen.

Der Funken- oder Süchlefonntag.

(a) Die Fasnacht mit ihren lärmenden und rauschenden Unterhaltungen und Vergnügen ist vorbei und die stille Fastenzeit ist angebrochen. Gleichsam als Abschluß der Fasnacht gilt der Funkenfonntag, auch Süchlefonntag genannt, weil an diesem Tage in den meisten Gegenden, in denen das Abbrennen von Funken noch Brauch ist, auch Kuchen gebacken werden. Schon Wochen vorher sehen wir die Knaben geschäftig Holz und Reisig sammeln, damit sie ja den größten Funken zusammenbringen. Sie kümmern sich wenig um Fasnacht, ihnen gilt der Süchlefonntag mehr. Sehnsüchtig wartet die junge Schar auf den ersten Fastenfonntag und manches bange Kinderauge sieht an diesem Tage zweifelnd zum Firmament empor, ob St. Petrus auch dem Vorhaben gnädig gestimmt sei. Da wird nun der ganze Holzhaufen unter Mithilfe der Erwachsenen planmäßig aufgeschichtet. Was noch fehlt, wird im Dorf eingesammelt und man kann sich des Lächelns nicht erwehren, wenn die kleinen Bettler mit ihrem Handwagen durchs Dorf fahren, rufend:

Schütter und Stroh,
Wörd der Funke hoch
Küchle und alte Wiber nömer o.

Es ist dies ein alter Spruch und ist auch die allerdings etwas merkwürdig klingende Bitte fast immer vom gewünschten Erfolg begleitet. Spätmittag ist es schon, bald geht die Sonne unter und die Dunkelheit breitet ihren schwarzen Mantel über Berg und Tal. Am Firmamente flimmern die Sternlein und der Mond hat sein gutmütiges Lächeln aufgesetzt. Da flammert es am Bergeshang gegen Balzers zu auf. Luag Mamma, ruft der kleine Toni, die Funken brennen. Und bald sieht man auf dem Schloß Gutenberg ebenfalls Feuererschein. Doch heute schreckt er nicht, denn alle wissen, es sind die traditionellen Funken. Auch die Hauptstadt steht nicht zurück. Sie hat sogar zwei Funken. Von den Schweizerbergen her überleuchtet es ebenfalls, Raketen steigen in die Luft und brennende Fackeln sieht man auf die Funken tanzen. Es ist ein unbeschreiblicher Anblick, den ich um mein Leben nicht missen möchte. Berg und Tal in Dunkelheit gehüllt und nur erleuchtet von diesen Feuern. Jung und alt, groß und klein, fast die ganze Gemeinde ist um den Funken versammelt und tauscht ihre Gedanken aus. Die rotwangigen Kleinen hören aufmerksam der Mutter oder dem Vater zu, welche ihnen von der Süchlefonntagen ihrer Jugend erzählen. Dabei schmaufen die Kleinen ihre Küchlein, daß es eine Freude ist, ihnen zuzusehen. Langsam sinkt der brennende Holzstoß zusammen, da

fährt eine Stange von kräftigen jungen Händen geführt, in die Glut und hoch auf lodert das Feuer noch einmal, um dann aber nach und nach sich aufzulösen. Nur die Wache bleibt zurück, die andern Zuschauer verzehren sich allmählich. Sie und da taucht noch ein Pärchen im gespenstischen Feuerschein auf. Stille wirds nun ringsumher. Am andern Tage wird das Ereignis dann von der Schuljugend noch besprochen, wobei es oft Meinungsverschiedenheiten gibt, die ja heutzutage selbstverständlich sind und die dann nur allzu oft handgreiflich dem andern Teile begründet werden. Das Abbrennen von Funken ist ein alter Brauch und soll aus der Zeit der Bauernkriege stammen zur Erinnerung daran, daß die Burgen und Schloßer der Adeligen von den Bauern gebrochen und in Brand gesteckt wurden. Es wäre wirklich schade, wenn dieser Brauch ausgehen würde, was ja nicht zu erwarten ist. In der heutigen Zeit gefällt man sich ja oft darin, alles Althergebrachte, und ist es noch so schön und gut, mißliebig zu belächeln und womöglich aus der Welt zu schaffen. Doch wir wollen nicht zu dieser Sorte Menschen uns stellen und wollen die guten alten Sitten und Bräuche unserer Vorfahren in Ehren halten und pflegen.

Liechtenstein.

Die „Hochwacht“, christlichsoziales Tagblatt der Schweiz, hat in ihrer Nummer 49 vom 28. Februar 1922 einen Artikel mit der Ueberschrift „Liechtenstein“ gebracht und die Redaktion des genannten Blattes bemerkt unter der Ueberschrift ausdrücklich: „Die nachstehenden Ausführungen entstammen der Feder eines österreichischen Politikers, der ein guter Kenner der liechtensteinischen Verhältnisse ist.“ Es würde sich entschieden empfehlen, den Artikel ganz abzudrucken, der Verfasser verrät entschieden, daß er tatsächlich ein Kenner unserer Verhältnisse ist, wir wollen für heute nur einen Gedanken herausgreifen und zitieren wörtlich: „Das Ländchen steht tatsächlich vor einer Krise. Schon gegen Ende der Kriegszeit, dann aber in der Nachkriegszeit sind verschiedene dubiose Einrichtungen entstanden, Holdings- (das ist zu begrüßen. Anm. d. R.) und andere Gesellschaften haben ihre Sitze in Liechtenstein, eine Spekulation mit liechtensteinischen Briefmarken entpuppte sich als Schwindel, eine sogenannte Klassenlotterie, ein ganz unaufrichtiges Geschäft, macht viel von sich reden und das merkwürdigste ist, daß die Mehrheitspartei keine Untersuchungskommission über letztere Angelegenheit, an welcher doch das Land interessiert ist, bestellen will. So etwas dürfte doch in einem Kulturstaat ausgeschlossen erscheinen. Werden Unregelmäßigkeiten ein-

zelner Beamter oder staatlicher Kommissionäre auch nur behauptet, so ist ein Untersuch selbstverständlich, und dazu werden gerade Leute von der Opposition beigezogen.“ An anderer Stelle: „Es wird sich Gelegenheit bieten, bei Erneuerung des Zollvertrages Remedur zu schaffen. Dann aber wird auch die Zeit gekommen sein, wo man Fürsorge tragen muß, um die Möglichkeit zu erhalten, unübere Spekulationen im Ländchen einzuschränken. Die Errichtung einer Spielbank wie in Monte Carlo oder Campione ist durch den Zollvertrag heute schon ausgeschlossen.“

So weit der Artikel, einen Kommentar zu geben wäre eigentlich überflüssig. So weit haben unsere Volksbeglückter uns gebracht, daß in der Presse der Schweiz heute schon angeragt wird, daß die Schweiz ein Mittel erhalte, bei uns die schwindelhaften Unternehmen und Spekulationen zu verunmöglichen. Wir müssen im Auslande fürwahr in gutem Ansehen stehen, daß man einen derartigen Gedanken nur zu denken, geschweige denn auszusprechen wagt und daß es notwendig war, in den Zollvertrag aufzunehmen, daß wir keine Spielhölle gründen dürfen. Es ist für uns Liechtensteiner betäubend, Solches vom Auslande hören zu müssen. Doch — wir wollen selbst „Remedur schaffen“ und wir haben gerade die schönste Gelegenheit anzufangen, indem wir den allergrößten Schwindel und die in allen Stücken korrupteste Angelegenheit gründlich untersuchen, den Schaden, den der Staat gelitten hat und die Verantwortlichen, die entweder leichtsinnig, fahrlässig, böswillig oder in vollkommener Unfähigkeit zu Werke gegangen sind, auf jeden Fall aber zur Verantwortung gezogen werden müssen, und gerade bei der Klassenlotterie wird sich sozial Korruption und niederträchtiger Verdienertwille herausstellen, daß das Volk seine uneigennütigen Führer kennen lernen wird. Bei der Spielhölle hat man angefangen, die ersten „Taufenden“ kamen damals in leere Taschen; es kam dann Geldentat um Geldentat, bei jedem Werk sah das Volk nur eines: der Staat ist riskiert worden, einzelne wollten oder haben verdient auf Kosten des Staates. Es ist wirklich merkwürdig, daß man auf der Regierungsparteiseite die Untersuchung dieser Klassenlotterieschwindelaffäre nicht zugeben will, man sollte denken, es müßte den Herren gerade die ihnen unangenehmste Kommission in dieser Sache am angenehmsten sein.

Beibehaltung des Kartoffel Saatgutes.

Infolge der schlechten letztjährigen Ernte sind die Saatkartoffelbestände in unserem Gebiet knapp. Mancher Betrieb wird gezwungen, einen Teil des Saatgutes zu erzeihen, ist also auf den Kauf angewiesen.

Wollen wir als Landwirte die höchsten Erträge und zugleich auch die besten Produktpreise erhalten, dann müssen wir in bezug auf Qualität und Quantität das Höchste herauszuwirtschaften suchen. Um aber dies zu können, müssen wir darauf bedacht sein, erstklassiges, für unser Klima geeignetes Saatgut zu beschaffen.

Im Getreidebau sind wir heute soweit gekommen, daß wir über genügend inländisches Saatgut verfügen, bei welchem wir die Versicherung haben, daß es unseren klimatischen Verhältnissen angepaßt ist. Ebenso haben wir bei Bezug des Saatgutes bei unserer Saatzuchtgenossenschaft die Garantie für Keimfähigkeit und Reinheit.

Die Sortenechtheit wird uns garantiert durch die Feldbesichtigungen, vorgenommen unter der Leitung staatlicher Versuchsanstalten. Saatgut, das in Beständen auf dem Acker nicht rein ist, wird zur Saatverwendung ausgeschlossen, ebenso solche Pflanzungen, die mit verschiedenen Krankheiten befallen sind. Saatgut, aus solchen Betrieben bezogen, bietet uns in jeder Hinsicht Gewähr. Der Preis hierfür stellt sich naturgemäß etwas höher, als für die gewöhnliche Handelsware, indem die Feldbesichtigung und die Auslese die Produktion verteuern.

In den getreidebauenden Teilen unserer Heimat ist heute die Ansicht durchgedrungen, daß dieses Vorgehen der Saatgutbeschaffung das einzig richtige ist. Durch das Auftreten des Kartoffelkrebses steht auch unser Kartoffelbau in Gefahr. Diese Infektionskrankheit wird durch unser feuchtes Klima noch eher begünstigt. Verschiedene an uns angrenzende Gebiete sind heute als verheert anzusehen und da heißt es speziell beim Import von Kartoffel Saatgut doppelt vorsichtig zu sein. Von verschiedenen Seiten werden ausgelesene Speisekartoffeln zu Saatwecken angewiesen. In bezug auf Größe können dieselben ja recht sein, es kann event. auch Garantie geleistet werden für Krebsfreiheit. Hingegen steht die Frage der Sortenechtheit auf der Wage, indem bei Speisekartoffeln bekanntlich weniger Ausfälle entstehen, wenn auch nicht direkt Sortenechtheit garantiert ist. Es wird häufig nur nach Farbe des Fleisches gehandelt. Versuche haben gezeigt, daß aber nur ein Saatgut höchste Erträge abwerfen kann, das einwandfrei ist. Zudem ist es in unseren klimatischen Verhältnissen angezeigt, nicht bloß der Bearbeitung und der Düngung größte Aufmerksamkeit zu schenken, sondern auch der Wahl der Sorte.

Die Ernte 1926 war keineswegs befriedigend, indem sehr viele Knollen geerntet wurden, behaftet mit Mosaik- und Viruskrankheiten. Das trägt dazu bei, daß diejenigen Landwirte, die Saatgut anschaffen müssen, sich an

Feuilleton.

Das Geheimnis des Kapitans.

Ein Drama auf dem Meere.

Von Gustav Köpfel.

(Nachdruck verboten.)

„Also doch die Gefangene der Fortuna,“ schaltete Filippo leise ein.

„Ja, gefangen!“ klagte Felice in wehem Ton. „Aber er ist mein Vater, und sein Wille für mich bestimmend.“

„Und sagst du ihm nichts von dem, was Tom Belling dir verraten, Felice?“

„Nein, ich wagte es nicht. Noch zu keinem Menschen habe ich davon gesprochen, nur jetzt zu dir, und dazu drängte mich eine innere Stimme, welche mir zurief: Vertraue ihm, er kann und wird dir helfen!“

„Ja, das kann und werde ich, beteuerte Filippo, „und koste es mein Leben! Deine Mut-

ter, ich werde sie suchen. Wir laufen Hongkong an. Ich werde dort an Land gehen und nicht mehr an Bord zurückkehren. Ich werde sie suchen und jede wahrnehmbare Spur weiter verfolgen, bis ich sie gefunden oder die sichere Nachricht von ihrem erfolgten Tode in Händen habe.“

„Ja, ja — du Guter, Lieber, Einziger! Suche finde sie und bringe sie mir. Aus ihrem eigenen Munde will ich hören, wie und warum wir getrennt wurden. War mein Vater in dem einen Berichte falsch, so mochte er es auch in anderen sein, und ich will Wahrheit, will wissen —“

„Still!“ gebot Filippo leise, als jetzt der machthabende Steuermann aus seinem Schlafwinkel, der zum Glück außer Hörweite lag, sich aufmachte und mit gähnender Stimme rief: „Wache noch vorn?“

„Alles wohl!“ tönte es nicht minder schlaftrunken von dort zurück.

Felice hatte sich rasch und lautlos von Filippos Seite entfernt und promenierte wieder auf Deck, was den Steuermann nicht weiter wun-

der nahm. Er kam nach hinten und postierte sich neben dem Kompasshäuschen. Zum Glück hatte Filippo trotz der ihn tief bewegenden Vorgänge Kurs gehalten, und so fand der sehr strenge Offizier nichts zu tabeln. Er kehrte nach seinem Schlafwinkel zurück. Inzwischen hatte Felice das Deck verlassen.

Beide hatten nicht bemerkt, daß von dem Oberlicht der Kajüte ein Fenster, welches dicht vor dem Kompasshäuschen lag, aufgeklappt war, in solcher warmen, stillen Nacht nichts Seltenes. Unter dem Oberlicht befand sich der Kajütentisch, und wer darauf stand, der ragte mit dem Kopf in jenes hinein. Er konnte also nicht nur sehen, was hier vorging, sondern auch jedes leise geflüsterte Wort verstehen.

Und dort stand jemand — der Kapitän. Bleich und verzerrt war sein Antlitz, aber keine Bewegung, kein Laut störte die beiden Leute da oben. Er sah und lauschte.

Als dann Filippo „Still!“ gebot und Felice sich von ihm entfernte, verschwand er fast lautlos von seinem Lauscherposten.

Felice schob leise die auf Rollen laufende Tür zurück, welche ihre Kabine mit der großen Kajüte verband und begab sich zur Ruhe. Befeligt schloß sie die Augen zu einem festen, friedlichen Schlummer nach langer, langer Zeit. Sie hatte in dieser Nacht ja das Glück gefunden ein treues Herz und die Aussicht auf ein Wiedersehen mit ihrer über alles geliebten Mutter, deren ungewisses Schicksal sie mit einer beständigen Unruhe erfüllt hatte.

Zwar fanden nun Felice und Filippo durch irgend welche Zufälligkeit keine Gelegenheit mehr zu alleinigen Besammentreffen, aber sie hatten ja das beseligende Bewußtsein, daß sie nun nichts mehr trennen könne, und bis Hongkong war es noch weit. —

Nach mehrwöchentlicher Fahrt war man bei den Paumotu oder Niedrigen Inseln angelangt, die nun in nordwestlicher Richtung durchfahren, und von denen mehrere besucht wurden, um Kopra und Trepang einzunehmen.

Kapitän Longford gab weder durch Wort noch Blick zu erkennen, was er in jener Nacht